

Einführung

Simon Hofstetter

Es freut uns ausserordentlich, Ihnen, geschätzte Leserin, geschätzter Leser, das «Jahrbuch Diakonie Schweiz» präsentieren zu dürfen. Nach längerer Vorbereitungszeit liegt die erste Ausgabe mit 14 diakoniewissenschaftlichen Beiträgen sowie Berichten aus dem diakonischen Wirken von Kirchen, Werken und Ausbildungsinstitutionen vor, die in den Jahren 2015 und 2016 erstellt wurden. Das Jahrbuch trägt zum ersten Mal wichtige diakonische Debatten aus der deutsch- und der französischsprachigen Schweiz zusammen und bündelt diese in der vorliegenden Form, als elektronisch verfügbares Open-Access-Journal.

Die Dozentur für Diakoniewissenschaft an der Theologischen Fakultät der Universität Bern als herausgebende Institution ist überzeugt, mit der Veröffentlichung des Jahrbuchs einen bedeutenden Beitrag zur Stimulierung des diakoniewissenschaftlichen Diskurses in der Schweiz zu leisten.

Weshalb wir eine Bündelung und Stimulierung der diakoniewissenschaftlichen Debatten in der Schweiz anstreben und für notwendig halten, begründen wir wie folgt:

Zur Notwendigkeit und Begründung eines schweizerischen diakoniewissenschaftlichen Jahrbuchs

1. Diakonisches Handeln steht in der Schweiz gemäss vielfachen Erfahrungen aus Kirchen und Kirchgemeinden unter einem zweifachen Legitimationsdruck – einmal «nach aussen» und einmal «nach innen»: Der Legitimationsdruck «nach aussen» bezieht sich auf die Rolle und Bedeutung sozialdiakonischer Leistungen der Kirchen innerhalb des wohlfahrtspluralistischen Systems. Das soziale Wirken von Kirchen und Kirchgemeinden wird angesichts der deutlichen Dominanz von staatli-

chen und zivilgesellschaftlichen Akteuren im Wohlfahrtssystem mehr und mehr in Frage gestellt; welchen Platz die Diakonie darin einnehmen kann und soll, ist unklar oder aber wird unterschiedlich beantwortet. In welcher Funktion braucht es sie überhaupt noch? Agiert sie als Pionierin im Aufspüren sozialer Brennpunkte, als ergänzende Kraft zu staatlichen und zivilgesellschaftlichen Partnern oder sieht sie sich als Stellvertreterin im Fall von ausbleibenden staatlichen Leistungen?¹ Diakoniewissenschaftliche Überlegungen sollen hierin Orientierung bieten und Sprachfähigkeit ermöglichen.

Mit dem Legitimationsdruck «nach innen» ist die Erfahrung aufgenommen, wonach kirchlich-diakonisches Handeln gemäss diakonisch Engagierten selbst innerhalb der Kirchen zuweilen marginalisiert wird und daher vermehrt innerkirchlich um seine Anerkennung und Bedeutung kämpfen muss. Der Kirchenbund formulierte in einer kürzlich durchgeführten Analyse: «Die diakonischen Akteure sehen zwischen dem Anspruch der Diakonie als unumgehrbarer Wesensäusserung der Kirchen und dem ihr effektiv zugestandenem Platz innerhalb der Kirchen und Gemeinden eine zunehmende Diskrepanz.»²

Beide Erfahrungen verweisen darauf, dass das Fundament diakonischen Handelns fragil und brüchig geworden ist: Bei Fragen nach den normativen Grundlagen diakonischen Handelns besteht für zahlreiche Involvierte deutlicher Klärungs- und Vergewisserungsbedarf, der nicht ohne wissenschaftliche Begleitung gedeckt werden kann.

—

¹ Vgl. hierzu das dreifache Rollenverständnis gemäss dem Diakoniekonzept der Zürcher Landeskirche: Evangelisch-reformierte Landeskirche des Kantons Zürich, Diakoniekonzept der Zürcher Landeskirche, Zürich 2012, 35.

² Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund (SEK), Motion Diakonie. Analysebericht, Bern 2013, 43.

2. In der Schweiz wird nur in verhältnismässig geringem Masse diakoniewissenschaftliche Forschung betrieben: die das vorliegende Jahrbuch herausgebende Dozentur für Diakoniewissenschaft ist schweizweit die einzige universitäre Lehrinstitution für Diakonie, in den letzten beiden Jahrzehnten ist keine Handvoll diakoniewissenschaftlicher Dissertationen erschienen³ und die Anzahl an Personen, die in der diakoniewissenschaftlichen Forschung aktiv ist, ist überschaubar. Angesichts dieses relativ geringen Ausmasses an diakoniewissenschaftlicher Forschung orientieren sich diakonisch Engagierte mit wissenschaftlichem Interesse oftmals an Publikationen aus dem weiteren deutschsprachigen Raum. Das Vorhandensein diakoniewissenschaftlicher Handbücher, Lexika und weitere Publikationen aus Deutschland und das Fehlen entsprechender Literatur aus der Schweiz ist in den Bücherregalen von Schweizer Sozialdiakoninnen, Pfarrern und weiteren Interessierten nicht die Ausnahme, sondern die Regel.

Diese diakoniewissenschaftlichen Debatten aus Deutschland sind freilich an den gesellschaftlichen, politischen und sozialen Rahmenbedingungen des Landes ausgerichtet sowie von den institutionellen Eigenheiten der dortigen Kirchen und diakonischen Werke geprägt. D.h. die Debatten orientieren sich vorwiegend an den Eigenheiten und Spezifika der grossen diakonischen Werke und ihrem Verband – einem der sechs bundesweiten «Wohlfahrtsverbände»⁴ – als wesentlichen Stützen des

—

³ Zu nennen sind in chronologischer Reihenfolge: Marc Edouard Kohler, Kirche als Diakonie, Zürich 1991; Christoph Sigrüst, Die geladenen Gäste. Diakonie und Ethik im Gespräch, Bern 1995; Daniel Wiederkehr, Die Pfarrei als Raum diakonischen Wirkens. Eine empirische Untersuchung zu den Möglichkeiten und Grenzen der Pfarreidiakonie im Kanton Zürich, Fribourg 2008; Simon Hofstetter, Das Unsichtbare sichtbar machen. Pflegende Angehörige und der diakonische Auftrag der Kirchen, Zürich 2016.

⁴ Vgl. hierzu Herbert Haslinger, Diakonie. Grundlagen für die soziale Arbeit der Kirchen, Paderborn 2009, 126.

deutschen Wohlfahrtssystems. Diese Orientierung der Diskussionen an der institutionellen Diakonie bringt es mit sich, dass Themen wie «Diakonie und Management», «Bildung in diakonischen Unternehmen», die Debatte nach einem diakonischen Proprium gegenüber weiteren Wohlfahrtsorganisationen, udg. vorherrschen, die nur aufgrund der spezifisch deutschen Situation der grossen institutionellen Diakonie zu verstehen sind – und die umgekehrt aus einer Perspektive der schweizerischen Diakonie, die wesentlich vom innerkirchlichen, kirchgemeindlichen Wirken geprägt ist, nicht immer in letzter Konsequenz verständlich und nachvollziehbar sind. Daher sind spezifisch auf die schweizerischen Verhältnisse bezogene diakoniewissenschaftliche Publikationen, d.h. Publikationen, die die gesellschaftlichen, politischen und sozialen Rahmenbedingungen und die entsprechenden Schwerpunktsetzungen berücksichtigen sowie die Verfasstheit der diakonischen Akteure, deren Ressourcen und Mittel beachten, von besonderem Wert und Interesse.

Beide Gründe, der zweifache Klärungs- und Vergewisserungsbedarf angesichts des Legitimationsdrucks «nach innen» und «nach aussen» (1.) sowie die bislang bescheidene Grösse der Diakoniewissenschaft in der Schweiz (2.), dienen als Movens, um diakoniewissenschaftliche Beiträge in einem Periodikum zusammenzutragen, sie somit einer breiteren Schar von Interessierten zugänglich zu machen und damit zugleich die diakonischen Debatten zu stimulieren.

Ziele und Ausrichtung des Jahrbuchs

Damit ist auch die Zielorientierung des vorliegenden «Jahrbuchs Diakonie Schweiz» umrissen: Das Jahrbuch soll entsprechend der geschilderten Ausgangslage aktuelle diakoniewissenschaftliche Debatten sowie Berichte aus Kirchen, Werken und Ausbildungsinstitutionen aus der ganzen Schweiz in einer öffentlich zugänglichen Publikation bündeln und damit einen Beitrag leisten, um in besagtem Klärungs- und Vergewisserungsbedarf in der kirchlichen Diakonie wissenschaftlich fundierte Orientierung zu bieten.

Angesichts der relativ geringen Anzahl an diakoniewissenschaftlichen Beiträgen in der Schweiz wird darauf verzichtet, spezifische Jahresthemen auszuwählen. Diese würden die ohnehin schon geringe Anzahl von möglichen Beiträgen noch weiter verringern. Vielmehr geht es darum, sämtliche relevanten diakoniewissenschaftlichen Beiträge sowie Berichte über diakonisches Wirken aus Kirchen, Werken und Ausbildungsinstitutionen eines Jahres im Jahrbuch zusammenzutragen und damit den wissenschaftlichen Diskurs des Faches zu bündeln und gleichzeitig voranzubringen. Damit wird bewusst in Kauf genommen, dass die thematische Ausrichtung eines Jahrbuchs heterogen ausfallen kann.

Die vorliegende erste Ausgabe weist auf, dass Autorinnen und Autoren mit ganz unterschiedlicher institutioneller Herkunft zum Jahrbuch beitragen; zum Einen sind es Forschende aus der Diakoniewissenschaft, aber auch aus nahestehenden Disziplinen wie etwa der Ethik und der Praktischen Theologie, zum Anderen sind es auch Personen aus Kirchenleitungen, aus diakonischen Werken sowie aus Ausbildungsinstitutionen. Es wird in zukünftigen Ausgaben durchaus angestrebt, dass auch Beiträge von Autorinnen und Autoren aus weiteren, für die Diakonie interessanten Fachdisziplinen (Sozial- und Pflegewissenschaften, Politologie, Jurisprudenz, u.a.m.) Eingang finden.

Mit dieser Prägung richtet sich das Jahrbuch an eine Leserschaft aus verschiedenen Kreisen: an ein interessiertes Fachpublikum aus akademischen Kreisen (Dozenten, Studierende mit entsprechendem Interesse), an Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträger in Kirchen und Werken sowie an weitere diakonisch Engagierten mit wissenschaftlichem Interesse.

Zur vorliegenden ersten Ausgabe

Die 14 Beiträge des vorliegenden ersten Jahrbuchs – zwei davon verfasst in französischer, die übrigen in deutscher Sprache – sind hälftig aufgeteilt in zwei Hauptabschnitte:

Im ersten Abschnitt finden sich diakoniewissenschaftliche Beiträge mit sehr vielfältigen Themenschwerpunkten. Die Beiträge behandeln etwa die Frage nach der konfessionell geprägten diakonischen Präsenz im öffentlichen Raum (Küng, Schlag), sie beziehen sich auf Krisenerfahrungen in Bezug auf Verortung im Sozialstaat bzw. auf ökonomische Rahmenbedingungen (de Salis, Kundert) und sie haben sodann verschiedene Aspekte diakonischen Handelns – das Verhältnis zur Sozialen Arbeit, die weltweite Diakonie, die diakonische Ethik – im Blick (Kleiner, Dietschy, Rügger).

Im zweiten Abschnitt finden sich Berichte über (a.) diakoniewissenschaftliche Qualifikationsarbeiten (Daum, Hofstetter), über (b.) Entwicklungen in der kirchlichen Diakonie (Sigrist, Hofstetter), über (c.) Neuigkeiten in der sozialdiakonischen Ausbildung sowie über (d.) Erfahrungen aus internationalen Kontexten (Weber-Berg, Sigrist).

Die Beiträge aus dem ersten Abschnitt, den *diakoniewissenschaftlichen Beiträgen*, werden wie folgt zusammengefasst::

Pierre de Salis stellt sich in seinem Beitrag «De la crise de la diaconie à la diaconie de la crise» der Aufgabe einer generellen Positionsbestimmung der Diakonie in den Kirchen. Aus einer persönlichen Doppelperspektive – zum Einen als Verantwortlicher für die Diacre-Ausbildung in der Romandie sowie zum Anderen als theologischer Wissenschaftler und Doktorand – geht er aus von der bekannten Rede, die Kirche sei in der Krise und müsse sich neu erfinden («l'Église doit se réinventer») und versucht, diese zuweilen platt angewendete Formel in seinem Beitrag hinsichtlich der kirchlichen Diakonie zu differenzieren und benennt vier zentrale Probleme bzw. Herausforderungen, vor der die Diakonie stehe: 1. Die Herausforderung einer konfessionellen Prägung («le problème confessionnel»); 2. die Herausforderung der professionellen Ausbildung («le problème professionnel»); 3. die Herausforderung der ökonomischen Lage («le problème économique») sowie 4. die Herausforderung der beruflichen Nachfolgelösungen («le problème de relève professionnelle»). Antworten

auf diese Herausforderungen für die Diakonie sucht er in gut protestantischer Art und Weise im Schriftbezug («de principe du *sola scriptura*») und formuliert, welche Anregungen sich aus den biblischen Wurzeln bzw. aus der Wortverwendung des griechischen Begriffs «diakonia» für die diakonische Praxis ergeben können.

Beat Dietschy betont zu Beginn seines Beitrags «Der Konziliare Prozess und die Agenda für nachhaltige Entwicklung. Übereinstimmungen und Unterschiede» die Notwendigkeit, wonach sich Kirchen vermehrt «mit den drängendsten Herausforderungen der Menschheit auseinanderzusetzen» haben und sich namentlich «zu Fragen wie Krieg, Klimawandel oder Konzernmacht öffentlich äussern und somit auch politisch Farbe bekennen müssen».

In seiner einführenden Beschreibung der weltweiten Prozesse aus Wissenschaft, Politik, Zivilgesellschaft und Kirchen, die sich diesen Herausforderungen stellen und nach einer «Transformation» streben, fokussiert *Beat Dietschy* auf die «zwei parallelen Prozesse des Wandels», zum Einen den Konziliaren Prozess der ökumenischen Gemeinschaft sowie zum Anderen den säkularen Prozess der Vereinten Nationen. Er fragt daei spezifisch danach, wie die beiden Prozesse auf die genannten «grossen Herausforderungen unseres Jahrhunderts» antworten sowie wie sich ihre Antworten unterscheiden, insbesondere in Bezug auf die Frage nach der Überwindung der Armut, dem Umgang mit den planetaren Ressourcen, der Kohärenz aller Positionen und Vorschläge sowie der der Zivilgesellschaft zgedachten bzw. zugestanden Rolle.

Nach einer eingehenden Diskussion der Stärken sowie der Schwachstellen des säkularen Prozesses der Vereinten Nationen (anhand des Programms «Sustainable Development Goals [SDG]») hält *Dietschy* fest, dass es nach wie vor des konziliaren Prozesses bedürfe, der die « Ansätze sozial-ökologischer Gerechtigkeitsanliegen verteidigt und stärker macht», wobei es insbesondere gelte, «den Hauptakzent auf die notwendige Transformationspraxis [zu] legen und die dafür geeigneten konkreten Utopien oder Alternativen entwickeln [zu] helfen («via transformativa»)

auf dem Weg zu einer «gerechten, fürsorglichen, partizipatorischen und nachhaltigen Wirtschaftsform, einem ökonomischen Modell, das auf der Idee der Solidarität und dem Miteinanderteilen der Gaben beruht».

Paul Kleiner wehrt sich in seinem Beitrag «Das dritte Mandat der Sozialen Arbeit (Menschenrechtsprofession): Humanistische und theologische Begründungen, Übereinstimmungen und Spannungsfelder in der Praxis» gegen die häufige Tendenz zur «Verobjektivierung» der Menschenrechte als «ständiger und letzter Bezugspunkt für Werte und Orientierung, Ethik und Handeln in der Sozialen Arbeit», deren Beachtung sozialen Handeln erst professionell mache. Vielmehr gelte es zu bedenken, dass eine Universalität der Menschenrechte «nicht einfach vorausgesetzt werden» könne, diese seien stets «eingebettet in eine gesamte Weltanschauung: in ein Verständnis des Menschen, der Gesellschaft, der Welt, Gottes» und entsprechend interpretationsbedürftig.

Er legt sodann dar, wie ein christlich-theologischer Zugang zur Begründung von Menschenrechten einen «Beitrag zu den theoretischen Fundamenten der Disziplin und Praxis der Sozialen Arbeit» leisten könne: *Paul Kleiner* arbeitet «im Vergleich zwischen christlichen und humanistischen Auslegungen der Menschenrechte [...] vier Übereinstimmungen und drei Spannungsfelder» heraus und folgert, dass ein «spezifisch christlicher Beitrag» zur Begründung von Menschenrechten damit «zur inhaltlichen Klärung der normativen Grundierung» der Disziplin der Sozialen Arbeit beitragen könne.

Hélène Küng führt in ihrem Beitrag «Social et protestant? Une alliance de valeurs et de compétences face à de nouveaux défis» aus, welche doppelte Erfahrung sie als Direktorin eines Centre Social Protestant (CSP) gemacht hatte: Zum Einen seien die CSP aufgrund ihrer Arbeit und Expertise anerkannt und geschätzt, zum Anderen habe jedoch die Verbindung von «social» und «protestant» Fragen ausgelöst oder gar Verwirrung gestiftet: Wenn sich auch die kirchliche soziale Arbeit als eine auf der Achtung der Menschenwürde und des Einsatzes für Gerechtigkeit basierende

Arbeit versteht, so werde ihr von Seiten der nicht-konfessionellen sozialen Arbeit gelegentlich einiges Misstrauen entgegengebracht; dass beide dieselben Ziele vertreten, sei zuweilen anspruchsvoll zu vermitteln.

Küng beschreibt sodann, wie die Weiterverfolgung dieser Ziele von drei aktuellen Entwicklungen eindringlich hinterfragt werde: Zum Ersten begegnen die Sozialwerke einer «neuen Philanthropie», in welcher private Wohltäterinnen oder Wohltäter persönliche Projekte lancierten – schlimmstenfalls ohne jegliche Absprachen mit Partnerorganisationen sowie ohne auf den sozialen Bedarf einzugehen. Zum Zweiten seien die protestantischen sozialen Akteure herausgefordert, angesichts der Mitgliederentwicklung die Rolle vom Mehrheitsvertreter zu verlassen und einen neuen Platz als kleine, aber wichtige Stimme im «Orchester» der sozialen Akteure zu finden. Schliesslich, zum Dritten, sei das soziale Wirken – ob konfessionell geprägt oder nicht – angesichts zunehmender sozialer Spannungsfelder nötiger denn je.

Dass die CSP öffentliche Subventionen erhalten und dennoch – nötigenfalls auch gegen die öffentliche Hand – gesamtgesellschaftlich Stellung beziehen für sozial Benachteiligte sei keinesfalls problematisch; vielmehr sei das Einbringen ihrer Stimme in den öffentlichen Diskurs wichtig, zumal die CSP mit ihrer Erfahrung direkt vor Ort eine unabhängige kritische Gesprächspartnerin («partenaire critique») darstellen.

Lukas Kundert zeichnet in seinem Beitrag «Diakonie unter Spardruck» den Weg nach, den die Evangelisch-reformierte Kirche Basel-Stadt eingeschlagen hat, um ihr Wirken – insbesondere auch das diakonische Handeln – trotz «Mitgliederrückgang und Restrukturierungen» in erneueter Art und Weise zur Geltung zu bringen.

Er kritisiert andere Kirchen dahingehend, dass sich diese nach wie vor an einem volksskirchlichen Paradigma orientierten, wobei der Begriff Volkskirche «ist in diesem Verständnis immer das Bestehende» meine und fördere und nur in geringem Masse fähig und willens seien, Erneuerung und Innovation zu fördern. Den Hauptmovers für diese Beharrungskraft sieht Lukas Kundert im bestehenden System der Gemeindefi-

nanzierung gemäss den «Pro-Kopf-Finzen», was er als «unbiblisches Allokationsdogma» erachtet.

Er führt sodann aus, wie die Basler Kirche in dieser Hinsicht neue Wege eingeschlagen hat, indem ihre Synode unter inhaltlichen Vorgaben bestimme, «welche Gemeinden unter welchen Umständen welche Mittel erhalten» und gleichzeitig darauf hinarbeitet, «einerseits Charismen zu fördern und andererseits dort einzugreifen, wo Unnötiges gemacht wird». In diesem neuen Förderungsmodell folgen sie dem «Anspruch, etwas Neues zu kreieren, das nur Kirche kreieren kann» und fördern darin «Selbständigkeit und Eigenverantwortung».

Heinz Rügger konstatiert in seinem Beitrag «Der alte Mensch zwischen Würdeanspruch und latenter Entwürdigung»: «Mit dem Altern haben wir ein Problem.» Er verweist damit auf die widersprüchliche Haltung in Teilen der Gesellschaft, wonach eine Verlängerung der persönlichen Lebensspanne gewünscht und gefordert, zugleich aber ein «Kampf gegen das Altwerden im biologischen Sinne körperlicher und geistiger Veränderungen» geführt werde.

Rügger verbindet diesen beobachteten Kampf gegen bzw. die Angst vor dem Älterwerden mit einem veränderten Würdeverständnis: Während eine klassische Konzeption Würde als unverlierbar, menschlichem Leben grundsätzlich inhärent und allen Menschen gleichermaßen zustehend versteht, so kommt daneben ein fundamental neues Verständnis auf, das Würde als kontingent, von menschlichen Grundeigenschaften (Intentionalität, Selbständigkeit, soziale Eingebundenheit, u.a.) abhängig und somit auch verlierbar erachtet. Dieses Würdeverständnis ist nach Rügger «fatal», da dadurch «gerade diejenigen Personen aus dem Schutzbereich der Menschenwürde [...] heraus[fallen], die ihrer in besonders hohem Masse bedürfen: nämlich hochaltrige Pflegebedürftige.»

Rügger plädiert entgegen anderslautenden reduktionistischen Vorstellungen für ein Menschenbild, das «das grundlegende Verwiesensein jedes Menschen in seiner Verletzlichkeit und Fragilität auf die Hilfe durch andere als ein konstitutives Element echten Menschseins» aner-

kennt und damit der vielfältigen «Anti-Aging»-Bewegung mit ihren «rein negativen, monodisziplinären und unidirektionalen Altersdefinitionen» entgegentritt. Er propagiert vielmehr ein Konzept des «Pro Aging», d.h. ein KOnzept, das «den Lebensverlauf als eine Abfolge von verschiedenen Stufen versteht, die alle ihr eigenes Recht, ihre eigene Bedeutung sowie ihre spezifischen psychosozialen Möglichkeiten und Herausforderungen haben» und die untereinander gleichwertig sind.

So zeigt sich nach Rüeegger das Ernstnehmen der Würde gerade älterer Menschen in zwei spezifischen Konkretionen, zum einen in der Frage der Autonomie (u.a. mit der unbedingten Respektierung des Autonomie-Anspruchs einer jeden Person) sowie zum anderen in der Frage der Diskriminierung aus Altersgründen, die sich u.a. in der Festlegung von oberen Altersgrenzen bei Gremien sowie in der Vorenthaltung bestimmter indizierter medizinischer Leistungen aufgrund des kalendarischen Alters manifestiert.

Thomas Schlag diskutiert in seinem Beitrag «Diakonische Präsenz im öffentlichen Raum. Herausforderungen und Relevanzen» verschiedene diakoniewissenschaftliche Publikationen, die die Beziehung zwischen Diakonie und Raum bzw. Theologie und Raum thematisieren. Während das diakonische Handeln seit jeher von verschiedenen «Spannungsfeldern» geprägt sei – Schlag nennt etwa das Spannungsfeld «von Armenhilfe und kirchlicher Verzweckung» sowie Spannungsfeld «von Passion und Professionalität» – liege nun diese Verbindung helfenden Handelns mit der Kirchenraumfrage ausserhalb der üblichen Spannungsfelder, ja damit werde «gleichsam der Rahmen aufgespannt, in dem helfendes Handeln in christlichem Geist stattfindet». Die Verbindung sei «ausgesprochen plausibel und produktiv», zumal der Raum nach reformiertem Verständnis «nicht per se heilig» sei und gerade dadurch «alle Möglichkeit eines heilenden und Heil stiftenden, und von dort aus heiligen Handelns» eröffne.

Diese produktive Verbindung von Diakonie und Raum überträgt Schlag sodann «noch in einem viel weiteren Sinn auf die Frage der Zu-

kunft der Kirche selbst» und hält fest: «Tatsächlich steht die diakonische Arbeit stellvertretend für die Frage der gegenwärtigen Präsenz der Kirche [...] in der Öffentlichkeit überhaupt», da aus gesamtgesellschaftlicher Perspektive gerade «diese Form des Engagements im Zeichen der Nächstenliebe von besonderer Plausibilität für die Grundidee des Evangeliums» sei. Entsprechend gelte es, in der Diakoniewissenschaft weiter danach zu fragen, was dieser «theologisch-räumliche Kern» der Kirchen gemeinsam mit Staat, Gesellschaft und Gemienschaft beitragen könne zu «einer komplementären Arbeit an den Nöten der Gegenwart und an einer kooperativen Grundhaltung um einer humanen Gesellschaft willen».

Ein zweiter Hauptabschnitt enthält wie erwähnt zahlreiche *Berichte* über das diakonische bzw. diakoniewissenschaftliche Wirken in Ausbildung, kirchlicher Praxis und auf internationaler Ebene. Den Anfang macht ein Hinweis auf zwei abgeschlossene *diakoniewissenschaftliche Qualifikationsarbeiten*:

Magdalena Daum hat im Jahr 2015 eine Masterarbeit zum Thema «Mission und Diakonie im Leben von Marie-Claire Barth» verfasst und darin das Verhältnis von Mission und Diakonie im Kontext der ökumenischen Partnerschaft – insbesondere anhand des Wirkens von Marie-Claire Barth – beleuchtet. Die Thematik bearbeitet sie nun in einem diakoniewissenschaftlichen Promotionsprojekt weiter.

Der vorliegende Bericht basiert auf den Ergebnissen der Masterarbeit von Magdalena Daum. Auf der Basis einer historischen Rückblende zur Verwendung des Begriffs «Partnerschaft» im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit weist sie darin in Streiflichtern auf, welche Herausforderungen oder gar Fallstricke bei der Begriffsverwendung nach wie vor lauern: Zwar bestehe von Seiten der Hilfeleistenden «der Wunsch [...], Entwicklungshilfe sollte nicht länger Abhängigkeiten durch einseitige Geldspenden und technische, bildende Hilfeleistungen schaffen», den-

noch laufe man mit der Verwendung des Begriffs Gefahr, «Asymmetrien und Machtverhältnisse [zu] verschleiern.»

In seinem Beitrag «Pflegerische Angehörige als neue Herausforderung für die kirchliche Diakonie» fasst *Simon Hofstetter* die Ergebnisse seiner Dissertation mit dem Titel «Das Unsichtbare sichtbar machen. Pflegerische Angehörige als Herausforderung für den diakonischen Auftrag der Kirchen» zusammen. Er geht darin davon aus, dass pflegerische Angehörige von betagten Menschen für die Gesellschaft unersetzbare Dienste leisten, die jedoch noch viel zu wenig wahrgenommen und wertgeschätzt würden. Weder kommen sie mit ihren Anliegen in öffentlichen Debatten zu Wort, noch sind sie Gegenstand zentraler sozialpolitischer Programme. Eine ähnliche Beobachtung sie in der kirchlichen Diakonie zu machen, wo bislang noch keine Ansätze vorliegen, der Angehörigenarbeit im diakonischen Wirken grössere Beachtung zu schenken.

Simon Hofstetter versucht, die Tätigkeiten der pflegerischen Angehörigen aus der gesellschaftlichen Unsichtbarkeit herauszuholen und zum bedeutsamen Thema der kirchlichen Diakonie zu machen. Er hält pflegerische Angehörige für «konsekutiv Betroffene», die wegen ihrer meist umfangreichen Betreuungsleistungen vielfach von gesellschaftlicher Teilhabe ausgeschlossen werden und zu vereinsamen drohen. In der Dissertation gibt er kirchlich-diakonisch Engagierten Anregungen, wie sie in der Angehörigenarbeit sowohl vor Ort als auch auf gesamtgesellschaftlicher Ebene aktiv werden können, um dem entgegenzuwirken.

Über neue Projekte und Strukturen in der *kirchlichen Diakonie* berichten folgende beiden Beiträge:

Simon Hofstetter beschreibt in seinem Beitrag «Umbrüche in der Diakonielandschaft: Von der «Motion Diakonie» zur neuen Konferenz «Diakonie Schweiz» den Restrukturierungsprozess der vergangenen Jahre in der nationalen Diakonielandschaft. Den Ausgangspunkt hierfür bildete die zunehmende Unübersichtlichkeit in der Anzahl und Ausrichtung der

nationalen Diakonieorganisationen – selbst für diakonische Leitungspersonen aus Kantonalkirchen war mehr und mehr unklar, welche Organisation in wessen Auftrag welche Aufgaben wahrnimmt. Die reformierten Kantonalkirchen haben deshalb den Kirchenbund im Jahr 2011 beauftragt, eine Bündelung und Koordination dieser Strukturen zu bewirken.

Hofstetter beschreibt sodann die Einzelheiten dieses Restrukturierungsprozesses in den vergangenen Jahren, der dazu führte, dass drei bisherige Organisationen bzw. Projekte – die Diakoniekonferenz des SEK, die Deutschschweizerische Diakonatskonferenz (DDK) sowie das KIKO-Projekt diakonie.ch – unter das gemeinsame Dach der «Konferenz «Diakonie Schweiz» im Kirchenbund zusammengeführt wurden.

Diese neue Konferenz nahm anfangs 2017 ihren Betrieb auf und soll «nach aussen als eine transparente und nachvollziehbare Struktur [...] erscheinen sowie nach innen die diakonischen Arbeiten konzise und koordiniert «aus einer Hand» leisten».

Christoph Sigrist stellt in seinem Beitrag «Urbane Diakonie» die Eckwerte eines neuen diakoniewissenschaftlichen Projekts dar: Ausgehend von der Beobachtung, wonach «in städtischen Quartieren aufgrund der je eigenen Bevölkerungsstruktur, der Gentrifizierung und einer voranschreitenden nachbarschaftlichen Distanzierung zunehmend menschliche Nöte und Bedürfnisse bestehen, die bislang noch nicht ausreichend in den Fokus der Öffentlichkeit geraten sind», soll das Projekt «Urbane Diakonie» in «Stadtquartieren soziale Prozesse initiieren, begleiten und unterstützen, in denen Bewohnerinnen und Bewohner ermutigt werden, sich [...] in den sozialen Nahraum, das Quartier, einzubringen und diesen Lebensraum als solidaritätsstiftenden Begegnungsraum zu revitalisieren.» Das Projekt will Kirchengemeinden, aber auch diakonischen Stiftungen und Werken, «Instrumente und Ideen in die Hand [geben], wie sie [die] Rolle als «Gemeinschaftsstifterinnen» in enger Zusammenarbeit mit öffentlichen und zivilgesellschaftlichen Institutionen sowie weiteren nahräumlichen Ressourcen ausgestalten können». Besonders im Fokus stehen Menschen im dritten und vierten Lebensalter.

Sigrist geht sodann auf die bestehenden Instrumente des Projekts ein: Mit einer Projektwebseite www.urbandiakonie.ch besteht ein erstes Tool, um «die Solidarkultur in den Prozessen von Urbanität und Gentrifizierung zu fördern, zu stärken oder neu einzurichten». Weiter wurde ein Handbuch «Urbane Diakonie» erarbeitet, das Projektleitenden als Handreichung für die wissenschaftliche Einordnung ihrer Projektstätigkeit bietet. Schliesslich besteht ein Fundraisingkonzept, das es ermöglichen soll, neue Quellen für die städtischen diakonischen Projekte zu erschliessen.

Im Zürcher Stadtteil Witikon, dem Stadtteil mit dem höchsten Anteil an über 65-jährigen Bewohnerinnen und Bewohnern, konnte bereits ein erstes Pilotprojekt «Urbane Diakonie» eingerichtet werden. Die örtliche Kirchgemeinde engagiert sich insbesondere darin, dass die älteren Menschen «in der engeren Nachbarschaft und im Quartier Orte für Gemeinschaft, Beziehung und Austausch finden und zu selbstorganisiertem Handeln angeregt werden».

Das Projekt wird getragen von einer eigenen Stiftung «Urbane Diakonie».

Es folgt ein Bericht über Neuerungen in der *sozialdiakonischen Ausbildung*:

Stephan Schranz berichtet in seinem Beitrag «Ein neuer Berufseinstieg in das sozialdiakonische Amt: «Gemeindeanimation HF» über die Entstehung und die Inhalte des neuen Ausbildungsgangs zur Gemeindeanimatorin HF / zum Gemeindeanimator HF: Nach einer über zehnjährigen Planungs- und Konzeptionierungsphase haben es Vertreterinnen und Vertreter des Landeskirchen gemeinsam mit kirchlichen und sozialen Ausbildungsorganisationen erreicht, dass die Ausbildung zur Gemeindeanimatorin HF / zum Gemeindeanimator HF offiziell anerkannt wurde und nun im Herbst 2016 mit einem ersten Ausbildungsgang starten konnte.

Die Ausbildung hält sieben Arbeitsprozesse fest; mit ihr werden «Fachpersonen für die Unterstützung der Bevölkerung bei der Teilhabe

an der Gesellschaft und Gemeinschaft» ausgebildet, deren Grundanliegen «die Verbesserung des sozialen Zusammenlebens im Gemeinwesen» ist. Diese Zielsetzung entspricht ganz offensichtlich «in weiten Teilen dem sozialdiakonischen Auftrag» von Kirchen und Kirchgemeinden; entsprechend bildet die Gemeindeanimation neu – neben den zwei bestehenden Berufsprofilen (Soziale Arbeit und Sozialpädagogik) – einen dritten möglichen Zugang zur Sozialdiakonie. Nach einer gewissen kirchlich-theologischen Zusatzqualifikation qualifiziere der Ausbildungsgang «besonders zielsicher für den Einstieg ins sozialdiakonische Amt und für die Umsetzung des damit verbundenen sozialdiakonischen Auftrags».

Den Abschluss des Jahrbuchs bilden zwei Berichte über diakonische Erfahrungen in *internationalen* Kontexten:

Christoph Sigrist hat im Herbst 2016 anlässlich eines mehrmonatigen Studienurlaubs zahlreiche diakonische Gemeinden und Projekte in verschiedenen urbanen Kontexten auf drei Kontinenten besucht. Anreiz für seine Forschungen in den Städten und Grossstädten bildete die in der Wissenschaft gemachte Beobachtung, wonach die stattfindende Urbanisierung – verstanden als «eine umfassende Transformation der Gesellschaft» bzw. eine «industrielle Organisation der Gesellschaft» – eine spezifisch auf urbane Räume ausgerichtete Diakonie notwendig mache, in der «gemeinsam und füreinander Wege zu einer neu ausgestalteten Solidarkultur, einer Kultur der Sorge miteinander und füreinander» zu suchen seien, «mit besonderem Blick auf diejenigen Menschen, Gruppen und Schlüsselpersonen, die bei diesen Exklusions- und Inklusionsprozessen von der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen werden oder schon lange sind». Aufgrund der je kontextuell sehr unterschiedlichen Städte stellte sich Sigrist bei den Besuchen die Frage: «Wie zeigt sich Urbane Diakonie in unterschiedlichen städtischen Kontexten, insbesondere in Kontexten, die durch Rassismus und Apartheid eine lange exkludierende Tradition aufweisen?»

Sigrist berichtet in seinem Beitrag «Streiflichter Urbaner Diakonie» von seinen Besuchen in Chicago (u.a. bei Rev. Dr. Otis Moss und den Projekten seiner Trinity United Church of Christ), in London (u.a. zum Community Engagement des Council of Southwark), in Pretoria und Johannesburg (u.a. bei Prof. Stephan de Beer und seiner Tshwane Leadership Foundation TLF), in Nürnberg (u.a. mit Besuchen in diakonischen Citykirchenprojekten) sowie in Berlin (anlässlich der Tagung der Evangelischen Akademie zu Berlin zum Thema «An den Rändern der Stadt. Urbane Peripherien»).

Die Besuche mit den Projektberichten und den entsprechenden Reflexionen bieten einen reichen Fundus an Materialien, die «ein ganzes Programm urbaner Diakonie enthalten, das es in den nächsten Jahren in dieser der Diakoniewissenschaft eigenen Kongruierung von Theorie und Praxis interdisziplinär zu entwickeln gilt».

Christoph Weber-Berg berichtet in seinem Beitrag von seinen Erfahrungen aus der Deutsch-Japanischen Kirchenkonsultation, die vom 22. bis 29. April 2016 in Tokio und Umgebung stattfand. Die Konsultation findet alle drei bis sechs Jahre statt, diesmal erstmals mit Schweizer Beteiligung. Sie stand unter dem Titel «Diakonie und Reformation».

Der Austausch zwischen den der deutsch/schweizerischen Delegation mit den Gastgeberinnen und Gastgebern aus den protestantischen Kirchen Japans fand anhand von Empfängen, Konferenzen, Exkursionen und Gemeindebesuchen statt, über welche Weber-Berg chronologisch berichtet: so etwa über die Gemeindebesuche und die gehaltenen Gottesdienste in den protestantischen Kirchgemeinden vor Ort, über den Besuch sozialer Brennpunkte in Tokio und über Ausflüge zu diakonischen Kinder- und Frauenheimen in der Umgebung. Weber-Berg hebt in seinem Bericht insbesondere die Exkursion in das von der Reaktorkatastrophe verseuchte Gebiet Fukushima hervor. In der zweitägigen Exkursion erlebt die Delegation das gewaltige Ausmass der ökologischen Katastrophe, das mannigfache soziale Auswirkungen nach sich zieht: massive Abwanderung, Entzug ökonomischer Grundlagen und Span-

nungen in vielen Familien, die zwischen Bleiben und Wegzug stehen. «Es ist unfassbar, was diese Katastrophe hier angerichtet hat. [...] Unfassbar auch, was mit der geschändeten Natur geschieht.» Weber-Berg resümiert: «Mir ist nach diesem Tag klarer denn je: Atomkraft ist keine Option. Selbst wenn die Technik beherrschbar sein sollte: Der Mensch ist nicht beherrschbar. [...] Die Hilflosigkeit im Umgang mit den Folgen dieser Katastrophe ist selbst in einer hoch entwickelten Industrienation wie Japan grenzenlos.» Die Delegation zeigte sich erfreut und dankbar über das grosse Engagement der Kirchen vor Ort, die gemeinsam mit vielen bürgerschaftlichen Initiativen «Teil der Bewegung [wurden], die den Menschen hier dabei helfen soll, die Folgen der Katastrophe zu bewältigen».

Die Konsultation hat für Weber-Berg «die eine, weltweite Kirche für die Teilnehmenden erlebbar und erfahrbar werden lassen», was «auch die Wahrnehmung des eigenen Kircheseins» verändere. Er erachtete es als sehr lehrreich, anhand der Situation der japanischen protestantischen Kirchen zu erleben, wie «die Metamorphose von der Mehrheits- zur Minderheitskirche» geschaffen werden kann, «ohne dabei dem Rückzugsreflex zu verfallen».

Bern, vor Ostern 2017.